

Mit grimmigen Witz

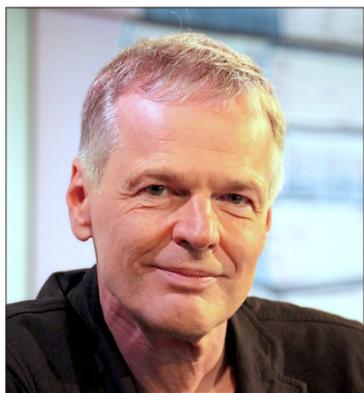
Der Roman „Eigentum“ von Wolf Haas

Von Günter Keil

Dem österreichischen Schriftsteller Wolf Haas gelingt es immer wieder aufs Neue, seine Leserschaft zu überraschen. Neben seiner erfolgreichen Krimireihe um Privatdetektiv Simon Brenner, die mit Josef Hader verfilmt wurde, veröffentlicht der 62-Jährige in unregelmäßigen Abständen Romane, die für sich allein stehen. Darin geht Haas gerne über die Grenzen der Belletristik hinaus, testet neue Formate, Figuren und Wortschöpfungen. So auch in „Eigentum“, seinem neuen schmalen Werk.

Als Ich-Erzähler fungiert ein Mann, der Wolf Haas selbst sein könnte, ein Schriftsteller, der von seiner Mutter erzählt. Gleich zu Beginn behauptet diese Figur: „Ich muss jetzt ihr Leben nachstricken. Aus einem inneren Zwang heraus. Bis zum Begräbnis bin ich fertig, und dann bin ich es los, die Erinnerung und alles. Ein schneller Text. Und weg damit.“ Zu diesem Zeitpunkt ist seine Mutter bereits gestorben, und Haas blickt vor allem bezüglich des titelgebenden Eigentums auf ihr Leben zurück. Denn die Mutter im Buch hatte den lebenslangen tiefen Wunsch, endlich eine Wohnung oder ein Haus kaufen zu können. Deswegen arbeitete und sparte sie mehr als die meisten anderen Menschen in ihrem Umfeld, doch das Lebensprojekt Eigentum blieb ein ewig unerreichbares Ziel.

Mit unkonventioneller Wärme und grimmigem Witz erzählt Wolf Haas von einer Frau, die 1923 geboren wurde und durch den Zweiten Weltkrieg an der Verwirklichung ihrer beruflichen Träume gehindert wurde. Sie musste sowohl Arbeits- als auch Kriegshilfsdienst leisten und ihre Ausbildung in der Gastronomie abbrechen. Dennoch war sie eine Frau, die ein Tablett mit zehn vollen Bierkrügen auf einer Hand tragen konnte, die zerrissene Strümpfe so zu stopfen vermochte, dass sie wie neu aussahen, die Englisch- und Französisch konnte, aber das nicht mit Leuten. Die Mutter galt als schwierig, und sie hatte für ihre Söhne keine Wärme übrig. Erstaunderweise liest sich der kunstvoll verdrehte Roman dennoch wie eine Liebeserklärung. Was



Wolf Haas. Foto: CC/Heike Huslage-Koch

sich gut mit den trockenen Kommentaren und der feinen Ironie des Erzählers verbindet: „Ich war angefressen. Mein ganzes Leben lang hat mir meine Mutter weismacht, dass es ihr schlecht ging. Drei Tage vor dem Tod kam sie mit der Neuigkeit daher, dass es ihr gut ging. Es musste ein Irrtum vorliegen.“

Aus scheinbar einfacher Sprache, aus Mundart, macht Wolf Haas Kunst, er greift Worte aus dem Leben seiner Mutter auf, dreht sie in neue Zusammenhänge und zeigt mit diesem Roman erneut, welch kreativer Geist er ist. Bereits vielfach ausgezeichnet, kommt nun ein weiterer renommierter Preis für sein literarisches Werk hinzu: Dem Österreicher wird im kommenden Januar der Erich Kästner-Preis 2024 verliehen. Am Schluss des neuen Haas-Buches, nach dem Tod der Mutter, freut sich der Ich-Erzähler, dass seine Mutter nun doch endlich ein eigenes Grundstück hat: ihr Grab.

■ Wolf Haas: Eigentum. Hanser Verlag 2023, 160 Seiten, 22 Euro.

Anja Reich ruft das Leben einer ausgeflippten Freundin im Berlin der Wendezeit in Erinnerung

Von Dr. Oliver Pfohlmann

Im Oktober 1996 erhielt Anja Reich, mitten in der Geburtstagsfeier für ihren Sohn, einen Anruf von ihrer Freundin Simone. Sie sei gerade dabei, ihr Leben in Ordnung zu bringen, erklärte sie, ob Anja vielleicht vorbeikommen könne? Einen Tag später rief Simone die Journalistin noch einmal in der Redaktion an, wollte ihr ihre frisch renovierte Wohnung zeigen, klang gut gelaunt; die beiden verabredeten sich für die nächste Woche. Zwei Stunden später sprang Simone aus dem 10. Stock des Hauses, in dem sie wohnte.

Warum hat sich ihre „schöne, verrückte Freundin“ im Alter von 27 das Leben genommen? Die Frage verfolgt Anja Reich bis heute, zusammen mit den typischen Schuldgefühlen Hinterbliebener und der Frage, ob Simones Freitod hätte verhindert werden können. Für ihr Buch traf sich die Journalistin mit Angehörigen, Freundinnen und einstigen Liebhabern Simones, aber auch mit Psychiatern, Tiefenpsychologen und Suizidforschern. Bei ihrer Suche nach Antworten ein Vierteljahrhundert später findet sie so nicht nur eine, sondern gleich mehrere mögliche Antworten, darunter einige überraschende.

Wie die Wochenkrippe, in die Simone, wie damals in der DDR üblich, als Baby von ihren berufstätigen Eltern gebracht worden war – eine Erfahrung, die, wie man heute weiß, bei vielen Betroffenen zeitweilig zu Bindungsstörungen und Verlustängsten führte. Überhaupt war Simones Verhältnis zu ihren Über-Eltern kompliziert, scheiterte die junge Frau bis zuletzt daran, sich abzunabeln.

Oder lag es an den Zeitumständen, an dem mit der Wendezeit einhergehenden Orientierungsverlust, dem Abhandenkommen von Werten und Privilegien, gefolgt vom Leben in der kapitalistischen Ellbogengesellschaft? „Ich bin allein“, notierte Simone 1989 in ihrem Tagebuch. „Ich fühle mich so einsam wie schon lange nicht mehr. Mein Kopf voller Ideen für die Zukunft. Aber mir fehlt die Lust oder Kraft anzufangen.“ Forscher vermuten eine Zu-



Anja Reich ist Journalistin und Schriftstellerin. Sie hat vier Bücher veröffentlicht und arbeitet für die „Berliner Zeitung“.

Foto: Natascha Zivadinovic

nahme der Suizidraten in gesellschaftlichen Umbruchzeiten wie zu Beginn der Neunziger, allein es fehlen belastbare Statistiken.

Welche Rolle spielte bei Simones Entscheidung ihre wachsende Einsamkeit, trotz all ihrer wechselnden Bekanntschaften mit meist älteren, oft gebundenen und manchmal gewalttätigen Männern? Und welche ihre Scham über eine sexuelle Vorliebe, über die Simone in ihrem Umfeld vergeblich das Gespräch suchte, auch mit der Autorin? Oder war es gar kein Freitod, sondern ein Unfall, die tragische Folge eines Hochrisikoverhaltens, wie es typisch ist für Betroffene einer Borderline-Störung?

Sicher ist: Anja Reichs „schöne, verrückte Freundin“ war eine ebenso schillernde wie schwierige Persönlichkeit. Sie sei das „coolste Mädchen in Berlin-Lichtenberg“ gewesen, „eine Diva im DDR-Plattenbauviertel“, die Salsa und Tango tanzte und fließend Spanisch, Rus-

sisch und Französisch sprach. Eine Weltbürgerin, für die die Mauer gerade zur rechten Zeit fiel, um Lateinamerika bereisen zu können. Ihr bester Freund war der Betreiber der legendären Berliner Szenekneipe „Assel“, bekannt aus Lutz Seilers Roman „Stern 111“.

„Simone führte das Leben, von dem wir immer geträumt hatten, ich das, was mir vernünftig erschien“, schreibt die Autorin, die im Oktober 1996 bereits eine Familie gegründet und eine Stelle bei der „Berliner Zeitung“ angetreten hatte. Den hohen Erwartungen ihrer privilegierten Familie konnte Simone allerdings nie gerecht werden. Ihrer Therapeutin, die sie wegen Depression und Panikattacken behandelte, erzählte sie von dem Druck, unter dem sie litt. Der Vater, ein Gynäkologe, war bis zur Wende Chefarzt im Ost-Berliner Polizeikrankenhaus mit besten Verbindungen zur Partei; die aus der Tschechoslowakei stammende Mutter eine Zahnärztin. Ih-

nen gegenüber verblieb Simone bis zuletzt in einem Abhängigkeitsverhältnis: ob es um das elterliche Urteil über Simones Männer ging, das verhasste BWL-Studium oder auch die ungewollte Schwangerschaft nach ihrer Rückkehr 1994 aus Südamerika, für die umgehend ein Abtreibungstermin vereinbart wurde. Eine Entscheidung, die Simones Eltern später als „Fehler“ ansahen.

Simones Mutter quält sich heute mit Selbstvorwürfen, schreibt die Autorin, ihr Vater ist auch mit Anfang 80 noch unfähig, über den Tod seiner Tochter zu sprechen. Umso mehr muss man Simones Eltern danken, dass sie Anja Reich die Tagebücher ihrer Tochter zur Verfügung stellten.

In Reichs Buch werden Lebensweg und Schicksal der toten Freundin immer wieder in gesellschaftliche und wissenschaftliche Zusammenhänge gestellt, führt die späte Aufarbeitung privater Trauer- und Schuldgefühle zur Erkenntnis zeit-symptomatischer Beziehungen. Mit „Simone“, einer sprachlich einfühlsamen Mischung aus persönlichem Memoir und Recherche, ist der preisgekrönten Reporterin ein bemerkenswertes Werk geglückt, das man mit wachsender Atem-, ja Fassungslosigkeit liest. Und das einem nach der Lektüre noch sehr lange im Gedächtnis bleibt.



Anja Reich: Simone. Aufbau Verlag 2023, 336 Seiten, 23 Euro.

Katharinas Gnadenhof

Monika Marons Roman „Das Haus“ handelt von einer verwaisten Alters-WG in der Provinz

Von Peter Mohr

Um es gleich vorwegzunehmen: Der neue Roman von Monika Maron birgt kein Skandalpotenzial. Im Gegenteil – er wirkt versöhnlich, ja sogar etwas altersmilde. In den letzten Jahren hatte sich die inzwischen 82-jährige Maron, die ein Jahr vor der Wende aus der DDR in den Westen übersiedelt war, politisch auf den rechten Rand zubewegt und allerlei kruide Gedanken über Ängste „besorgter Bürger“ zu Papier gebracht.

In ihrem 2020 erschienenen Roman „Artur Lanz“ bediente Maron auf künstlerisch mäßigem Niveau all die Klischees, die durch die Corona-Krise noch verstärkt wurden: Klagen über die vermeintliche Deutungshoheit des politischen Establishments in den Leitmedien und von einer „Meinungsdiktatur“ war gar die Rede. Daraufhin kam es im Herbst 2020 zum Bruch mit S. Fischer, der fast alle ihre Bücher veröffentlicht hatte, aber ihre politisch-gesellschaftlichen Statements für unvereinbar mit dem Leitbild des Verlages ansah. Die Berliner Schriftstellerin, die inzwischen in der Uckermark lebt, hat inzwischen mit all ihren Büchern bei Hoffmann und Campe eine neue verlegerische

Heimat gefunden. Deshalb fand die Vorstellung ihres neuen Romans auch in der Hansestadt an der Elbe statt. „Ich bedanke mich für die herzlichen und etwas übertriebenen Lobpreisungen. Aber man hört's trotzdem gern. Und da der Verlag sich so freut, dass er mich hat, sage ich mal, dass ich mich freue, dass ich ihn habe“, hatte Maron erklärt.

In ihrem neuen Roman geht es um eine Art Alters-WG in der mecklenburgischen Provinz. Die ehemalige Tierärztin Katharina hat mit 70 das stattliche Gutshaus ihres vermögenden Cousins geerbt und sich



Die deutsche Schriftstellerin Monika Maron. Foto: Klaus-Dietmar Gabbert/dpa

dorthin mit einigen Freunden und Bekannten zurückgezogen – alle weit über 60 und relativ gut situiert, aber auch mit dem ein oder anderen Spleen ausgestattet. Die Ich-Erzählerin Eva Paul sucht den Abstand zur Stadt und teilt mit Monika Maron die Affinität zum Nikotin. Die Buchhändlerin Marianne hat ihren Lebensgefährten verloren, der homosexuelle Michael ist jetzt ebenfalls alleinstehend, Johannes will den Folgen seiner Scheidung entgegen, und der Historiker Amadeus erholt sich mehr schlecht als recht von einem Schlaganfall.

Auf „Katharinas Gnadenhof“ hocken sie zusammen. Mal am Lagerfeuer, mal bei einem Glas Wein philosophieren sie auf Talkshow-Niveau über die großen und kleinen Dinge des Alltags: über die nachlassende körperliche Fitness, über das Älterwerden, aber auch über den islamistischen Terrorismus und die Genderfrage. Gemeinsam durchleben und durchleiden sie einen extrem heißen Frühsommer: „Die Sonne drang allmählich durch die Mauern des Hauses, selbst in den Nächten sank die Temperatur nicht mehr unter zwanzig Grad. Die Wiese lag wie ein zerlumpter gelbbrauner Teppich vor dem Haus.“

Weder das Zusammenleben noch die Gespräche verlaufen durchweg

harmonisch, und doch strahlt die Ruhe der Provinz zwischen Berlin und Rostock eine kaum zu greifende Form des Wohlbehagens aus: „Für den Rest meines Lebens ist Bossin ein idealer Ort. Von hier aus lässt sich die Gegenwart betrachten wie etwas Vergangenes, an dem ich nicht mehr beteiligt bin.“

In Monika Marons „Das Haus“ geht es um die biografischen Blessuren der Figuren, ihre Narben und wie man mit ihnen umgeht. „Ich interessierte mich nicht mehr sonderlich für mich, ich wusste inzwischen zu gut über mich Bescheid“, resümiert Ich-Erzählerin Eva. Am Ende steht der „Gnadenhof“ zu Silvester in Flammen. Königspudel Pablo hat mit seinem ausgeprägten Geruchssinn Schlimmeres verhindert. Das Idyll ist zerstört, alles ein Zeichen der Vergänglichkeit. „Wir starrten dumpf auf unser zischendes und qualmendes Haus ... Am Himmel stand ein blasser Mond, gewiss war nur, dass am Morgen die Sonne aufgehen würde“, lauten die letzten Zeilen des Romans, herrlich leicht erzählt. Die Schriftstellerin Monika Maron hat zu ihrer alten Stärke zurückgefunden.

■ Monika Maron: Das Haus. Hoffmann und Campe Verlag 2023, 235 Seiten, 25 Euro.